



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht, ja sie haben zum Teil keine Ahnung davon, daß unsre Sprache von Tag zu Tage mehr durch viel schlimmere Dinge verunreinigt wird, als durch die Fremdwörter: durch grammatische Subelei. Einzelne verfallen in den Fehler der alten Puristen, sie verkennen, daß es ein arger Rückschritt sein würde, wenn Deutschland durch Aufgeben der allgemein gültigen Fachausdrücke sich selbst den internationalen wissenschaftlichen Verkehr erschweren wollte. Solche Thorheit wollen wir den Völkern überlassen, um deren wissenschaftliche Arbeit sich die gebildete Welt nicht zu kümmern braucht. Es muß zugegeben werden, daß die Grenze zwischen dem Ballast und dem Notwendigen nicht immer leicht zu ziehen ist, aber in solchen Fällen wird man lieber ein Wort zu viel als eins zu wenig bewahren. Zum Beispiel. In dem Organ des Wiener Sprachvereins („Deutsche Zeitung“) veröffentlicht ein Chemiker eine Liste von Fremdwörtern, die in den chemischen Gewerben gäng und gäbe und nach seiner Meinung durch deutsche zu ersetzen sind. Mit vielem kann man sich einverstanden erklären, in manchem geht er zu weit, so wenn Glasur ausgemerzt und durch Schmelzdecke oder Ueberglasung, Lüster durch Schimmer, Hautfarbe, Schmelzglanz, gauriren durch pressen, musterpressen, Nuance durch Abstönung, Farbenverschiedenheit, Papiermaché durch Papiermasse, planiren und satiniren durch glätten ersetzt werden soll. Die deutschen Ausdrücke haben entweder bereits einen andern bestimmten Sinn, oder treffen nicht vollständig die Bedeutung der fremdsprachigen. Ebenso ist es mit den Uebersetzungen von Appretur, Areometer, Atom (Urteilchen — wobei man an ein kleines Urteil denkt!), Reagens und Reaktion, Reservage u. a., Fremdwörter, die den Vorzug haben, daß man in allen zivilisirten Ländern unter ihnen genau dasselbe versteht. Der Vorteil ist groß genug, um den Schaden aufzuwiegen. Oder sollen etwa aus der Botanik, Zoologie u. s. w. die lateinischen und griechischen (oder immerhin barbarischen) Benennungen verbannt werden? Gedenket des Wahlspruchs Solons!



Litteratur

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwicklung der europäischen Völker. Von Richard Mahrenholz und August Wünsche. Oppeln und Leipzig, Eugen Francks Buchhandlung, 1888

Der Inhalt dieses Buches entspricht nicht recht dem Titel, nach welchem wir allgemeine Ergebnisse geschichtsphilosophischer Betrachtung erwarten, während hier weniger philosophirt als erzählt wird, und nur einige Hauptthatsachen des europäischen Staats- und Kulturlebens in einzelnen Bildern dargestellt werden. Doch sind diese Bilder, richtiger diese Skizzen, auf Grund so guter Kenntniss der Gegenstände und mit so geschickter Hand gezeichnet, daß wir auf jenen Umstand nicht viel Gewicht legen und das Buch als ein solches empfehlen dürfen, welches zwar nichts oder wenig neues, aber das dem gebildeten Publikum aus zusammenhängenden Geschichtswerken bekannte in ansprechender Form nochmals vorträgt. Der erste Abschnitt beschäftigt sich nach einem einleitenden Blick auf den sich auflösenden

Orient in drei Kapiteln mit den politischen Vorgängen Altgriechenlands, der Kultur der Griechen im allgemeinen und der Entwicklung des griechischen Dramas insbesondere. Der zweite behandelt zunächst das ältere Rom, dann die letzten Zeiten der römischen Republik und hierauf das Kaiserreich im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, worauf Mitteilungen über das Drama bei den Römern, aus der Zeit der „bessern“ Kaiser und über die Folgen der Christianisierung des Reiches gemacht werden. Der dritte Abschnitt hat es mit der „europäisch-germanischen Welt“ zu thun und zerfällt in eine Anzahl von Kapiteln, die vornehmlich die Völkerwanderung und ihre Folgen, die Germanen und das Christentum, die Verdorhung des Letztern durch den Muhamedanismus, ferner Karl den Großen und die von ihm ausgehenden Kulturbestrebungen, Staat und Kirche unter den sächsischen und unter den fränkischen Kaisern, die Kreuzzüge, die Scholastik, Mystik und Poesie des Mittelalters, die Entwicklung des deutschen Städte- und Kunstwesens, Habsburgs Weltstellung, das Verderben der Kirche und die Versuche, sie zu reformiren, die Anfänge des Humanismus, endlich die Entdeckung der neuen Welt besprechen. Aus dem vierten Abschnitte heben wir als besonders gelungen die Kapitel über Luthers Bedeutung für die evangelische Kirche, über Frankreichs Emporkommen und Karls des Fünften Ausgang, über die türkische Macht und das katholische Spanien, über die Reaktion gegen das Volkstümliche im sechzehnten Jahrhundert, über das Zeitalter der Aufklärung, über Habsburgs Sinken und die Anfänge von Preußens Emporkommen, endlich die Aufsätze über den Entwicklungsgang der neuern deutschen Litteratur, des Dramas und der Oper hervor, mit denen dieser Abschnitt schließt. Die neueste Geschichte, die Ereignisse und Zustände des Zeitraumes, der mit der französischen Revolution von 1789 beginnt, ist nur in ihren Hauptthaten berücksichtigt, und ihre Darstellung endigt mit Blicken auf die Leistungen der Kunst im letztverflossenen und im tausendsten Jahrhundert, auf das geistige Leben der Gegenwart, auf die Tagespresse, die Tageslitteratur und den Zeitgeschmack. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt im dritten und vierten Abschnitt, doch ist auch hier nur so weit, als es unbedingt erforderlich war, auf Einzelheiten eingegangen und nur das von bewährten Forschern gefundene und erkannte aufgenommen worden. Daß die Darstellung des geistigen Lebens der europäischen Völker, wie es vorzüglich in Poesie, Musik, Malerei und Bildhauerkunst zur Erscheinung kommt, ebensoviel Raum einnimmt wie die Schilderung der politischen Vorgänge, ist nur zu billigen, ebenso daß die Verfasser es für selbstverständlich angesehen haben, das Christentum in seiner Entwicklung als Lehre und Kirche und nach seinem Einflusse auf die gesamte Entwicklung des europäischen Kulturstandes zu schildern, wobei sie unter anderm auch einige der Hauptvertreter desselben, wie Paulus, Origenes, Augustinus und Luther eingehend würdigen, endlich daß sie nicht unterlassen haben, auch die Geistesarbeit der großen Denker, die den Versuch unternahmen, aus eigener Geisteskraft, mit den Mitteln der Spekulation, das Rätsel von Gott und der Welt zu lösen, mit möglichster Ausführlichkeit darzustellen.

Johann Georg Zimmer und die Romantiker. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik nebst bisher ungedruckten Briefen von Anim, Böck, Brentano, Görres, Marcineke, Fr. Berthes, F. C. Savigny, Brüder Schlegel, L. Tieck, de Wette u. a. Herausgegeben von Heinrich W. B. Zimmer. Frankfurt a. M., Seyder & Zimmer, 1888

Dem Bilde, das die Grenzboten vor kurzem von dem Verleger unsrer Klassiker, Johann Friedrich Cotta, gaben, können wir an der Hand des vorliegenden Buches alsbald das des recht eigentlich so zu bezeichnenden Buchhändlers der Romantik

folgen lassen. Zwar nicht die Gesamtheit der Bestrebungen, die man in der Literaturgeschichte als „romantische Schule“ zusammenfaßt, aber gerade ihr Höhe- und eigentlicher Mittelpunkt, die sogenannte „Heidelberger Romantik“ hat in dem Heidelberger Buchhändler ihren geschäftlichen Vertreter gefunden. Mit Arnims und Brentanos „Wunderhorn“ hat Zimmer 1806 seinen Verlag begründet, bei ihm erschien 1808 die denkwürdige „Zeitung für Einsiedler,“ in der unsre heutige germanische Wissenschaft ihre sichtbare Geburtsstätte erblicken darf. Hier traten im vollzähligen Bunde der Romantiker die Brüder Grimm als Forscher und Ludwig Uhland als Dichter zum erstenmale vor eine selbst im Verhältnis zu dem gewöhnlichen Lose des geistig Bedeutsamen hervorragend beschränkte Öffentlichkeit. Die Bekanntschaft Arnims und Brentanos, die damals in Heidelberg im „Faulpelz“ haften, vereinigte nach und nach alle Häupter der neuen Richtung, auch Jean Paul, in dem jungen Verlage. Aber auch mit der Wissenschaft erhielt er bald Fühlung in den gleichfalls vom romantischen Geist durchwehten „Heidelberger Jahrbüchern,“ an deren Redaktion sich die hervorragendsten jungen Dozenten der damals eben erneuerten alten Universität beteiligten. Der Ertrag dieser auch persönlich in einer höchst angeregten „Lesegesellschaft“ gepflegten Verbindung war für den jungen, gebildeten, feinsinnigen Buchhändler die Lebensfreundschaft des Meisters der Altertumswissenschaft, August Böckh, und namentlich des großen Rechtslehrers Savigny. Aus einer kleinen Sortimentssfiliale des gleichfalls jung beginnenden Frankfurters F. C. W. Mohr, der die dortige Aug. Hermannsche Buchhandlung übernommen hatte, mußte der von Haus aus mittellose (aus einer kinderreichen hessischen Müllersfamilie stammende) thätige Buchhändler in wenigen Jahren den mit den bedeutendsten Erzeugnissen deutscher Dichtung und Wissenschaft verknüpften Verlag von „Mohr & Zimmer“ zu machen. Die Zeitverhältnisse waren die denkbar ungünstigsten. Mit dem Jahre der Begründung der Firma riß der Krieg in Deutschland nicht mehr ab. Die Briefe sind voll von Postbeschwerden und der Angst um verloren gegangene Manuskripte. Die Messen waren ungünstig, selbst die befreundeten Schriftsteller (Arnim) warnen vor „allem neuen Verlag“, da es doch „gewiß ist, daß wenig Leute mehr im Stande sind Bücher zu kaufen.“ „Meine Lage ist sehr trübe; ob ich etwas habe, ob ich nichts habe, weiß ich nicht,“ schreibt damals sein eng befreundeter früherer Prinzipal Friedrich Berthes, der wackere, erste Begründer einer Organisation des deutschen Buchhandels. Aber gerade jener Zeit entstammt Berthes' Aufsatz über den deutschen Buchhandel als Nationalinstitut: „Der deutsche Buchhandel ist das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt . . . er allein kann die deutsche Gelehrtenrepublik retten, und das ist meine Aufgabe für dieses Leben.“ „Die bedeutendsten Bücher, die jeder lesen möchte, sind hier oft gar nicht aufzutreiben, schreibt Arnim 1808 aus Berlin, doch unternehmen die Buchhändler über Erwarten viel.“ Daß Zimmers Verlag im Absatz bevorzugt war, wird durch den Berliner Buchhändler G. Reimer 1811 bezeugt. Gleichwohl kam er aus den Sorgen nicht heraus. Zu unverhältnismäßig wuchs die Ausdehnung des Verlags gegenüber den vorhandenen Mitteln. Aus Berthes' Briefen sind Warnungen deutlich vernehmbar. Aber nicht genug, daß Zimmer die große Arbeitslast seines Berufes unter diesen Umständen bewältigte, er machte das Unmögliche möglich, in dieser Lage als 35-jähriger Familienvater den Entschluß zu fassen, Theologie zu studiren und sich dem Pfarramate zu widmen. Er setzte ihn in dreijähriger angestrenzter Arbeit durch, meldete sich 1814 zum Examen mit einer Schrift „Die Bestimmung des evangelischen Geistlichen“ und war bei dem Entgegenkommen der geistlichen Behörde schon 1815

Pfarrer zu Schriesheim an der Bergstraße. Die ersten Monate verwaltete er sein Amt noch von Heidelberg aus: in der Woche arbeitete er in der Buchhandlung, und Sonntags früh ging er nach Schriesheim, um der Gemeinde zu predigen! Das Pfarrhausidyll, das ihm inmitten seiner Geschäftsunruhe bei dem Vater seiner Frau entgegentrat, hatte es der tiefreligiösen Natur des erfolgreichen Buchhändlers angethan. Sein Gesellschafter Mohr hatte 1811 das Frankfurter Geschäft aufgegeben und war nach Heidelberg gezogen. Als Ersatz für sich zog Zimmer seinen Freund Winter aus Heilbronn in die Handlung. Aber Mohr und Winter vertrugen sich nicht und trennten sich schon nach wenigen Jahren. Zimmer veräußerte sein kleines Pfarramt bald mit einer Stelle in Worms, wurde dann Dechant am Marienstifte zu Lich und schließlich an Passavants, des Goethesfreundes, Stelle Pfarrer der deutsch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M., wo er 1853 starb.

Ein schönes Stück deutscher Tüchtigkeit und deutschen Ernstes, dies Buchhändlerleben! Der Sohn, dem aus einer Bearbeitung für die „Allgemeine deutsche Biographie“ der Gedanke zu diesem umfangreicheren Lebensbilde erwachsen ist und der sich damit an eine blutsverwandte Nachkommenschaft von gegenwärtig 103 Seelen (ein kleines Publikum für sich) wenden kann, hätte bei dieser Wahrung der Familientradition ruhig das Schwergewicht ganz auf deren Helden vereinigen können, statt durch Auszüge aus bekannten Werken über die Romantiker in Kunst, Dichtung und Wissenschaft, Notizen über die Freiheitskämpfer, berühmte Theologen u. a. es stark zu seinen Ungunsten zu verschieben. Wie gern erführe man statt dessen lieber etwas über die geschäftlichen Unterlagen der mitgetheilten brieflichen Verhandlungen. Ein sehr trauriger, anscheinend vorschubhanger Brief Brentanos aus Berlin 1811, in dem er erklärt, daß er „Frühstück und Abendbrot abgekauft habe und „rohen Sandtabak à 8 gr. das Pfd. rauche,“ ist z. B. völlig unverständlich. Brentano bezeichnete sich übrigens Zimmer gegenüber, als ihn bei einer Vorstellung ein Buchhändler als Kollegen anredete, berichtend als „einen von denen, welche die Buchhändler zu Grunde richten.“ Man war nicht mehr so anspruchslos wie ehemals im Poetenvölkchen. Das beweisen außer Arnims Briefen besonders die A. W. Schlegels. Dem gegenüber mutet es rührend an, wenn Berthes an Zimmer mit wichtiger Miene den Absatz von 25 Exemplaren des Wunderhorns berichtet. Aber nicht bloß geschäftliche Sachen werden in diesen Geschäftsbriefen erörtert. Besonders schöne Proben davon geben die Briefe Tiecks (über die Wissenschaft der Poesie als *psychologia vera*), Böckhs (über das romantische Treiben in Berlin) vornehmlich aber Savignys, Berthes' und der theologischen Freunde. Und so belegen diese Buchhändlerbriefe unbewußt, was Berthes in einem derselben ausspricht: „Jeder, er treibe in der Welt, was er wolle, soll von diesem Treiben ein Ideales formiren und in sich tragen.“

Was dünket euch um Heine? Ein Bekenntnis von Xanthippus. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1888

Dies Buch ist eine Kampf- und Tendenzschrift und will als solche beurteilt sein. Sie entstand in der Zeit der wie auf Verabredung bei möglichst unpassender Gelegenheit (dem Freiwerden der Werke Heines für den Buchhandel!) emporlodernen Heinebegeisterung, einer Begeisterung, die nicht ohne „mercantile“ und allerlei sonstige, nicht gerade angenehme Beigeschmäcke war. Solche Schriften gewinnen ein andres Ansehen, sobald sie ihre Wirkung gethan haben, und auch dem Verfasser der vorliegenden wird sein Thema nun nicht mehr in dem Lichte erscheinen,

in dem die damalige Stimmung es (nicht so unberechtigt) erscheinen ließ. Das kräftige Wörtlein war aber rechtzeitig am Platze und hat Widerhall genug gefunden. Jetzt gilt von ihm bereits das journalistisch — aber nur hinterher — vielfach anwendbare Wort des Spazenschießens mit Kanonenkugeln. Um so mehr, da es auch noch schwerblütige Gelehrsamkeit eines feinfühligen Sprachfreundes enthält, die mit Heine oft wenig zu thun hat. Auch wird Heine nicht gerade an seinen verwundbarsten Stellen angegriffen. Die kritisirten Sprachsünden werden meist zugleich bei Goethe und Schiller gerügt. Abhängigkeit von Goethe ist oft unabweisbar. Heines litterarische Erscheinung ist überhaupt mehr in der Leichtfertigkeit der Gesinnung und der häufigen Flachheit der philosophischen und poetischen Anschauungsweise, als gerade im sprachlichen Ausdruck anzugreifen, in dem er ja merkwürdigerweise von fast pedantischer Sorgfalt sein konnte.

Cesario. Erzählung in Versen von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta, 1888

Einer Dichtung Roquettes, der seinen Einzug in die Litteratur so glänzend mit „Waldmeisters Brautfahrt“ gehalten hat, tritt man mit gewissen Erwartungen entgegen, und auch der Umstand, daß das Buch bei Cotta erschienen ist, ist eine Empfehlung. Deshalb hat es uns seltsam berührt, zu sehen, daß Roquette eine Wandlung durchgemacht hat, die keinen Fortschritt bedeutet. Der Verleger hat alles gethan, um dem Werke eine seines Verlages würdige Ausstattung zu geben; die Hülle ist schön, aber der Inhalt ist höchstens erheiternd, wenigstens zu Anfang, denn nach und nach wirkt die Eintönigkeit der Dichtung doch ermüdend. Die Erzählung ist ein matter Aufguß von Friedrich Halm's „Wildfeuer,“ flach, ohne poetische Steigerung und nicht im Stande, tieferes Interesse zu erwecken.

Ein Gelehrter, oder besser gesagt ein Bücherwurm,

Sein ganzes Leben (war) bibliothekarisch,
Und alles, was er trieb, war antiquarisch,

der sich namentlich mit Sanskrit beschäftigt, hat früh seine Frau verloren, die ihm ein Zwillingsspaar hinterlassen hat, einen Knaben und ein Mädchen. Da er viel herumreist, wobei er auch „die Pforte zum Himalayasprachenarsenal“ erblickt, steckt er das Mädchen in Knabenkleider. Die beiden Kinder sind einander so ähnlich, daß,

wer der Knab von beiden,
Der Vater konnt' es oft nicht unterscheiden.

Natürlich erwerben sie schon als Kinder die Wissenschaft des Waters und

wissen, eh sie's zehnte Jahr erreichen,
Bescheid schon im Sanskrit und Sprachvergleichchen. (!)

Im übrigen interessieren sie sich sehr für die bildenden Künste — wahre Wunderkinder —, und der Knabe (Askan) möchte in Rom bleiben, um Künstler zu werden. Der Vater gestattet es nicht, sondern reist immer weiter, bis er endlich in Venedig stirbt. Das muß er thun, denn sonst kämen die beiden Kinder nie in die Lage, nach Dresden zu fahren, wo Askan sich der Kunst widmen will, während seine Schwester Fides, da sie nur noch einen kleinen Rest ihres Vermögens besitzt, der nicht zum Ankauf einer Frauenkleidung ausreicht, als Cesario, wie sie nach Shakespeares „Was ihr wollt“ genannt wird, in ihrer Knabentracht bleibt. Das Kapital scheint aber immerhin noch groß genug zu sein, denn Askan hinterlegt es in einer Bank, um nur die Zinsen zu verbrauchen.

Im Bankhause lernt ihn Herr Ulrich, der Held der Erzählung, kennen; d. h. eigentlich

theilt er (Ulrich) den Rang
Für diesmal mit vier bis fünf Personen,

und der Dichter erklärt die vier bis fünf Personen für gleichberechtigt im poetischen Heldentum. Ulrich ist Bankbeamter und Dr. jur.

Gebildet ist er sehr. Spielt gut die Geige,
Und für Gelegenheiten reimt er auch
Nicht übel, ohne die Poetenstiege (sic)
Aufwärts zu klimmen bis zum Lorbeerstrauch.

Zum Glück ist er auch noch ledig, denn sonst wäre ja die ganze Handlung nicht möglich.

Eines Abends ist er in der Oper; im Zwischenakte geht er hinab „in die Treppenhalle,“ wo sich „der Galericentstiege“ und der „Befrachte des ersten Ranges“ zusammen finden; hier trifft er Askán, wie er meint, und spricht mit ihm ein paar Worte. Da verschwindet der Junge, und zu Ulrich tritt

mit Späherblicken
Dem Knaben folgend (Kneifer auf der Nase)

Herr Guido.

Er war Baron, doch nicht von den gebornen,
Und fand er sonst das Leben schon genieslich,
Lebt' als Baron er dem Genuß ausschließlich.

Dieser meint, Askán müsse ein verkleidetes Mädchen sein. Ulrich erschrickt, weil er „stets mit dem Knaben frei und rückhaltlos gesprochen“ habe, sagt aber:

Ihr Schreckschuß (ist) mir kein Terror Panicus!
Ich weiß, der Jung' ist Lehrling beim Mechanikus.

Er läßt darauf Guido stehen,

da zugleich die Glocke
Zu seinem Sperritz ruft im untern Stocke.

Nach Schluß des Theaters will er den Knaben erwarten, doch trifft er ihn nicht und geht schließlich, da es schlechtes Wetter ist,

Kaloschenfroh durch Nacht und Pfützenreuel.

Darauf vergehen einige Tage,

Und unversehens mußte Ulrich reisen
In eiligstem Geschäft. Denn K für U
Wollt' eine Bank in Warschau sich erlauben.

Während der Fahrt denkt er über das Problem, ob Knabe oder Mädchen? viel nach.

Und sicher, daß vom Schlaf die Zeit er borgt,
Da, zu dem Aerger über Warschauer Bankten,
Im Busen ihm der neue Zweifel worgt (!)

Nach seiner Rückkehr trifft er Askán und Pseudoaskán (Cesario) im Museum und wird nun aufgeklärt. Er dankt ihnen, heißt sie mit Vertrauen

Zu Schutz und Freundens(sie)pfllichten auf ihn bauen,

und darauf feiern sie diesen Tag „einfach, aber froh“ in einem „Mühlenthal“!

Dies ist der Wendepunkt. Ulrich und Cesario ahnen schon, daß sie sich lieben werden. Ulrich beschließt, seine Schwester Rosamunde,

(Sie ist noch wunderhübsch mit fünfunddreißig,
Meist frohen Mutes und im Hause fleißig)

ins Vertrauen zu ziehen. Doch als er anfängt,

Blickt sie ihn an mit lächelndem Erwarten
Und sieht im Geist schon die Verlobungskarten.

Er aber wünscht nur, daß Fides zu ihr ins Haus komme — als Mädchen, während Askani bei Guntram („einem Künstler großen Stils, Bildhauer“) lernen soll. Sie sagt nicht sofort zu, und Ulrich reist, da Bewegung gesund ist, wieder ab, wegen eines „verzwickten Falles.“ In der Eisenbahn schreibt er („obgleich's im Fahren kaum ermächtlich“) an seine Schwester einen Brief und an Askani „ein Rärtchen.“ Bei seiner Rückkehr findet er niemand in der Stadt; Askani ist ausgezogen. Bei Rosamunden ist „nur die alte Kinderfrau, die äußerst taube“ zu finden, die „in Guntrams Hausentfaltung den Gnadenlohn genoß.“ Sie teilt ihm mit, alle seien in der Sommerfrische.

Das war nun dieses! Ulrich spannt die Segel
Der Hoffnung, die noch ganz ihm nicht verdirbt,
Nach jener Wirtschaft, wo im Kampf der Regel
Man froh sich um den Hammelpreis bewirbt.

Hier will er den ehemaligen Wirt Askans treffen, aber er kommt zu spät, alles ist fort. Acht Tage später erfährt Ulrich, daß Fides im Hause Guntrams aufgenommen ist. Er fährt aufs Land, ist überrascht, Fides in Frauenkleidern zu sehen und entzückt von ihrer Schönheit. Askani ist inzwischen Schüler Guntrams geworden und „kopirt den Aeschines,“ was ihm keine Freude macht,

denn lange ward ihm kund,
Daß dieser Tüdebold an Herz und Nieren
Sich dem Demosthenes entgegensezte
Und so zu dessen Tod das Messer wegte.

Auf dem Heimwege steigt ihm Herr Guido nach, da er ihn für ein Mädchen hält. Guido will ihn umarmen, bekommt aber „einen Faustschlag männlichen Geschlechts auf seine Nase.“

Nun kommt der Winter. Fides lernt tanzen und wird bald Ballkönigin. Auf einem Maskenballe trifft sie Guido, der sie anredet; Ulrich kommt hinzu und sagt „ganz laut“: Herr Guido werde ihm noch Genüge leisten, „denn diese Dame ist meine Braut!“ Im Nebenzimmer folgt darauf die wirkliche Verlobung.

Dies ist der Inhalt, die Handlung, wenn man es so nennen darf. Ueber die Form sich ein Urteil zu bilden, werden die angeführten Stellen genügen. Man könnte dieses neueste Werk Noquettes am besten in die Litteratur der „Münchener Bilderbogen“ einreihen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig